

Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire
Band: 21 (2014)
Heft: 2: Wirtschaft im ländlichen Raum = Économie dans l'espace rural

Artikel: "Ohne sie geht es nicht" : zur ökonomischen Relevanz von Familie in der schweizerischen Berglandwirtschaft seit 1950
Autor: Wunderli, Rahel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-650754>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Ohne sie geht es nicht»

Zur ökonomischen Relevanz von Familie in der schweizerischen Berglandwirtschaft seit 1950¹

Rahel Wunderli

Wer heute im Urserntal in den zentralschweizerischen Alpen Bauern und Bäuerinnen nach der Geschichte ihrer Betriebe fragt,² bekommt Erzählungen zu hören, in denen die Familie eine überaus prominente Rolle spielt. Von den Leistungen der Elterngeneration ist die Rede: Sie hätten die Betriebsfläche durch Pacht und Kauf von Land vergrössert, hätten im Viehbestand eine gute Zuchtlinie aufgebaut, hätten den Bau von Ökonomiegebäuden finanziell unterstützt und stünden auch nach der Pensionierung als Arbeitskräfte zur Verfügung. Auch die jüngere Generation ist ein wiederkehrendes Thema: ihre Ausbildung, ihre verfügbare oder fehlende Mitarbeit im Betrieb und ihre Ideen für dessen zukünftige Ausrichtung. Die Betriebsgeschichten aus Ursern sind aufgespannt zwischen Vorfahren und Nachkommen. Sie sind immer ein Stück weit Familiengeschichten.

Aus einer ökonomischen Perspektive zeigen diese Erzählungen, dass im landwirtschaftlichen Milieu die Verwandtschaft bis heute Entscheidendes leistet für die Verfügbarkeit von Ressourcen wie Arbeitskraft, Eigentum, Kapital oder Wissen.³ Was es für die bäuerlichen Familien während der vergangenen Jahrzehnte bedeutet hat, diese Ressourcen zu mobilisieren, dieser Frage will ich im Folgenden nachgehen. Die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts ist ein Untersuchungszeitraum, in dem sich die Landwirtschaft und gerade auch die Berglandwirtschaft schnell und tief greifend verändert haben. Die Zahl der Betriebe und der dort Beschäftigten ist stark zurückgegangen, die Betriebe haben ihre Produktion spezialisiert und die Mechanisierung hat den Arbeitsalltag umgestaltet. Wie haben sich diese Veränderungen auf die Familien ausgewirkt? Und welchen Umgang mit den neuen Bedingungen haben die Familien gewählt?

Neben der landwirtschaftlichen Praxis nehme ich auch die ökonomische Theorie und die (Agrar-)Politik in den Blick. Wie haben Wissenschaft und Politik bäuerliche Familienbetriebe wahrgenommen, konzipiert und beeinflusst? Wie geschah dies angesichts der Durchsetzung des Industriekapitalismus als dominante Wirtschaftsordnung, der Trennung des Alltags in eine Arbeits- und eine häusliche Sphäre und dem Aufstieg des bürgerlichen Familienmodells zum

gesamtgesellschaftlichen Ideal?⁴ Das Nebeneinanderstellen von Praktiken, Theorien und politischen Massnahmen soll die multiplen kulturellen Dimensionen des Phänomens Familienwirtschaft im schweizerischen Kontext aufzeigen.⁵

Familienwirtschaft in der ökonomischen Theorie

Als Agrarwissenschaftler im ausgehenden 19. Jahrhundert die landwirtschaftliche Betriebslehre entwickelten, konzipierten sie das «Gewinnstreben» als Maxime landwirtschaftlicher Betriebe und als Drehpunkt ihrer Modelle. Diese theoretische Ausrichtung stand unter dem Eindruck eines Industriekapitalismus, der an wirtschaftlichem Gewicht zunahm und sich zu einem kulturellen Leitbild verfestigte. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren Agronomen und Agrarpolitiker überzeugt: Wenn die Bauern in der modernen Wirtschaft überleben sollten, mussten sie «Unternehmer» werden.⁶

Um dieses Denken in die Betriebe zu bringen, beteiligte sich Ernst Laur sowohl als ETH-Professor als auch als Sekretär des Schweizerischen Bauernverbands intensiv an der Entwicklung der landwirtschaftlichen Buchhaltung.⁷ Allerdings zeigten Daten, die man auf Buchhaltungsbetrieben erhob, dass das Verhalten vieler Klein- und Mittelbetriebe – die damals dominante Betriebsform – nicht einer unternehmerischen Logik der Gewinnmaximierung folgte. Warum bewirtschafteten sie beispielsweise arbeitsaufwändige Kulturen unter suboptimalen naturräumlichen und wirtschaftlichen Bedingungen? Wieso lehnten sie Ertragswertschätzungen ab, die auf Basis der Reinertragstheorie berechnet worden waren?⁸

Die Abweichungen zwischen Theorie und Empirie regten dazu an, das bäuerliche Verhalten genauer zu modellieren. Den aufsehenerregendsten Ansatz dazu lieferte der russische Agronom Alexander Tschajanow⁹ als er 1923 die «Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft. Versuch einer Theorie der Familienwirtschaft im Landbau» publizierte. Auf der Basis von Daten aus der russischen Landwirtschaft entwickelte er ein Modell, das die Funktionsweise von Betrieben erklären sollte, die von Familien bewirtschaftet wurden. Ein zentrales Argument war, dass diese Familien den Betrieb und ihre Arbeitsleistung dem Verhältnis zwischen familieninternen Arbeitskräften und Verbrauchern anpassten. Nicht Gewinnmaximierung war ökonomisches Leitmotiv, sondern das Anstreben einer *labour-consumer balance*.

In die landwirtschaftliche Betriebslehre fand Tschajanows theoretisches Angebot nur spärlich Eingang. Als einzelnes Element wurde die «Schicksalskurve» bäuerlicher Familien integriert, welche die Zeitspanne zwischen dem Aufwand der Kinderbetreuung und dem späteren Ertrag aus ihrer Arbeitskraft in Rechnung stellte.¹⁰ In anderen Disziplinen hingegen wurde Tschajanow breit rezipiert. Das

Interesse gründete vor allem darin, dass er den Versuch unternahm, die spezifische ökonomische Logik wirtschaftlicher Akteure freizulegen, deren Verhalten in mancherlei Hinsicht zur dominanten ökonomischen Theorie querstand. Tschajanow selbst war der Ansicht, die Relevanz seiner Arbeit ergebe sich daraus, dass die Familienwirtschaft ein globales Phänomen sei, und dass sie auch in einer modernen Marktwirtschaft überlebe. Tatsächlich erreichte die Rezeption in den 1970er- und 1980er-Jahren einen Höhepunkt, parallel zu den Diskussionen um die Modernisierungstheorie.

Verschiedene AutorInnen kritisierten zwar Tschajanows Umgang mit den drei Dimensionen Familie, Arbeit und Bedürfnis, anerkannten aber deren konzeptionelle Verknüpfung als anregend.¹¹ Auf ein grundlegendes Defizit seines Ansatzes hingegen wies die deutsche Ökonomin Charlotte von Reichenau¹² in den 1940er-Jahren hin: Tschajanow hatte Betrieb und Haushalt separiert und die sogenannten reproduktiven Bereiche der Familienwirtschaft in seinem Modell kaum berücksichtigt. Damit stand er ganz in der Tradition der Agronomen des 19. Jahrhunderts, die sich von der Vorstellung aus der Hausväterliteratur vom landwirtschaftlichen Gut als «ganzes Haus» abgewendet, Betrieb und Haushalt als getrennte Sphären konzipiert und ihren Blick vorwiegend auf den Betrieb, die sogenannte produktive Seite gerichtet hatten.¹³ Dabei sei, so von Reichenau, gerade die Bäuerin als Figur, die Haushalt und Betrieb verbinde, essenziell für die Funktionsweise der bäuerlichen Familienwirtschaft. In einem Aufsatz schälte sie «die Bäuerin» als eigenen ökonomischen Typ heraus, dessen «Eigenart» sich dadurch auszeichne, «dass bei ihr als einzigstem Typus in der Volkswirtschaft in bezug auf ihr wirtschaftliches Handeln keine Tendenz zu einem Gleichgewicht zwischen Mühe der Arbeit und Arbeitsnutzen besteht. Dieses merkwürdige Phänomen ergibt sich auf folgende Weise aus der Tatsache, dass der Bauernhof eine Familienwirtschaft ist.»¹⁴ Der landwirtschaftliche Betrieb sei von diesem Verhalten abhängig, aber es mache die Bäuerin auch besonders anfällig für Arbeitsüberlastung.

Familienwirtschaft als Praxis

Die Bauern und Bäuerinnen aus Ursern beschreiben die Bewirtschaftung ihrer Betriebe als eine Mischung aus familienwirtschaftlicher und marktwirtschaftlicher Logik.¹⁵ Dass die meisten Betriebe vorwiegend Familienmitglieder als Arbeitskräfte einsetzen und kaum bezahltes Personal anstellen, bringt die Situation in Ursern nahe an die von Tschajanow untersuchten Fälle. Die familiären Arbeitskräfte sind für die Interviewten denn auch ein entscheidender Faktor für die Betriebsentwicklung. Ein Bauer beschreibt die Betriebsvergrößerung als ein Abstimmen auf die Familiensituation: «Wir hatten mal mehr Land als wir jetzt

haben. Damals waren wir auch genügend Leute, um es zu bewirtschaften [seine Schwestern lebten teilweise noch zu Hause]. Aber irgendwann hat mein Vater [der die Betriebsfläche seit den 1960er-Jahren kontinuierlich vergrößert hatte] gesagt: «Jetzt ist fertig. Mehr nehmen wir nicht mehr, sonst mögen wir es nicht mehr machen.»»

Während der Vegetationszeit bleiben die Arbeitskräfte allerdings nicht auf die Kernfamilie beschränkt. Für die Weidepflege und vor allem für die Heuernte werden zusätzlich Verwandte, Nachbarn und von Hilfsorganisationen vermittelte Freiwillige engagiert. Entschädigt werden diese Personen meist in Form von Naturalien. Lohnarbeit gibt es vorwiegend in der Alpwirtschaft, insbesondere auf genossenschaftlich organisierten Alpen.

Die geringe Zahl an Angestellten und der Rückgriff auf verwandtschaftliche und nachbarschaftliche Beziehungen bei der Bewältigung von Arbeitsspitzen sind nicht etwa Ausdruck von Tradition, sondern ein Phänomen des 20. Jahrhunderts. Generell ist die Modernisierung der Landwirtschaft in diesem Zeitraum mit einem Rückgang von Lohnarbeit verbunden.¹⁶ In Ursern waren bis zur Jahrhundertmitte Wanderarbeiter aus Italien beliebte Hilfskräfte bei der Heuernte. Ältere Interviewte betonen die hohe Arbeitsleistung dieser Fachkräfte. «Das waren sehr gute Arbeiter, diese Bergamasker. Die haben die Werkzeuge selber mitgebracht. Und die konnten mähen! Bei denen hat es unglaublich gut geschnitten.» Die Berichte über die Mäher fallen wahrscheinlich so positiv aus, weil sie im Kontrast stehen zu den mehrheitlich unqualifizierten Arbeitskräften, die heute ausserhalb der Kernfamilie rekrutiert werden.

Neben einzelnen familienwirtschaftlichen Aspekten zeigt sich in den Betriebsgeschichten aus Ursern auch die Wirkung der marktwirtschaftlichen Dynamik. Wie in den Talregionen mussten und müssen sich die Betriebe im Berggebiet darum bemühen, ihre Fläche zu vergrössern und Arbeitsabläufe zu rationalisieren. Pacht oder Kauf von Land und die Mechanisierung haben die Bedeutung von Kapital verstärkt, das aber bei sinkenden Nahrungsmittelpreisen je länger je weniger durch die Produktion erwirtschaftet werden kann. Noch ausgeprägter als in Talregionen hat sich die Berglandwirtschaft deshalb zu einer Nebenerwerbslandwirtschaft entwickelt. Eine Bäuerin berichtet: «Es gibt noch einen Betrieb hier, der keinen Nebenerwerb hat. Dort ist der Nebenerwerb wahrscheinlich die AHV von Mutter und Vater.»

Der Staat hat die Familienmitglieder zwar zunehmend von der Aufgabe entlastet, Kapital in die Betriebe einzubringen, indem er die direkte Subventionierung und das Kreditwesen ausbaute. Gleichzeitig aber sind die Anforderungen an förderungswürdige Betriebe laufend verschärft worden. Bemerkungen aus den Interviews lassen vermuten, dass die heute noch bestehenden Betriebe in kritischen Situationen ihrer Entwicklung dank der Investitionsbereitschaft der Verwandtschaft

ihre Strukturen (Gebäude, Maschinenpark) modernisieren konnten. Ein junger Bauer, der den einzigen noch verbliebenen Betrieb im Dorf bewirtschaftet, sagt: «Und warum ausgerechnet wir es sind [deren Betrieb heute noch besteht]: Wir hatten immer Interesse an der Landwirtschaft.» Das «wir» deutet an, dass dieses Interesse eine familiäre Angelegenheit war und Entscheidungen über Investitionen von mehreren Generationen gefällt wurden.

Im verschärften Wettbewerb sind die verwandtschaftlichen Beziehungen für die Betriebe also eine wichtige Ressource: Die Flexibilität, die es für den unregelmässigen Einsatz von Arbeitskräften braucht, ist im Familienverband einfacher zu bewerkstelligen als mit Angestellten. Über den Nebenerwerb haben die bäuerlichen Familien zudem eine wichtige Verbindung zwischen den Betrieben und anderen Wirtschaftsbranchen geschaffen. Das ermöglicht die Quersubventionierung der Landwirtschaft im regionalen Rahmen. Die regionale Wirtschaftsförderung, die ab den 1960er-Jahren als politisches Programm konzipiert worden ist, baut unter anderem auf diesem Mechanismus auf.

Familienwirtschaft als politisches Leitbild

Das Diktum vom Bauern als Unternehmer hat sich in die politische Sprache eingebürgert. Gleichzeitig herrscht bis heute Konsens darüber, dass der Familienbetrieb die vorherrschende Betriebsform in der Landwirtschaft bleiben soll. Ist in den Landwirtschaftsberichten des Bundesrates nach 1950 von Förderung die Rede, geht es stets um eine «Förderung der Familienbetriebe». Neben dem ökonomisch-sozialen Hintergrund, dass die Mehrheit der Betriebe tatsächlich von Familien bewirtschaftet wird, wirken bei dieser Ausrichtung auch der symbolische Gehalt und das ideologische Potenzial des Begriffs «Familie» mit. Sei es das Bild von der Familie als stabilisierendem «Kern» der Gesellschaft, das Bild vom langfristig ausgerichteten Familienbetrieb im Gegensatz zum kurzfristigen Profit anstrebenden Unternehmen oder – zur Zeit des Kalten Kriegs – das Bild vom Familienbetrieb als Gegenpol zur sozialistischen Kollektivwirtschaft. Das Ineinandergreifen von ökonomisch-sozialen und ideologisch-symbolischen Argumenten findet sich auch exemplarisch in der UNO-Proklamation des *International Year of Family Farming 2014*. Familienbetriebe werden dort – nebst anderen Formen der kleinräumig organisierten Landwirtschaft – als Garanten für nachhaltige Nahrungsmittelversorgung dargestellt.¹⁷

In politische Massnahmen umgesetzt worden sind diese Bilder vor allem im Sozialversicherungs- und im Erbrecht. In beiden Bereichen hat die Gesetzgebung das familiäre Gefüge beeinflusst, indem sie die Position der einzelnen Nachkommen, aber auch jene der Eltern beim Erbgang veränderte.¹⁸

Ein ausgeprägtes Sensorium für die bäuerlichen Familienbetriebe hat die Politik in Bezug auf die Bergregionen entwickelt. Die von Georg Baumberger 1924 eingereichte Motion «Ergreifung von Massnahmen gegen die Entvölkerung der Berggebiete» hat entscheidend zur Sensibilisierung für Armut in der Berglandwirtschaft beigetragen.¹⁹ Entsprechende Massnahmen sind jeweils auf breite Zustimmung gestossen. In Bezug auf die Berglandwirtschaft hat man sozial- und agrarpolitische Massnahmen denn auch besonders eng verschränkt. Bergbauernfamilien waren beispielsweise die erste Gruppe, denen Kinderzulagen zugesprochen wurden.

Frauen und Kinder: unsichtbar und unentbehrlich

So breit der politische Konsens darüber war, dass die schweizerische Landwirtschaft auf Familienbetrieben basieren soll, so oberflächlich sind bis heute die statistischen Informationen, die den politischen EntscheidungsträgerInnen zur Verfügung stehen. Ausgerechnet bei den Arbeitskräften, jener Kategorie, in der die bäuerliche Familie als soziales und ökonomisches Gefüge am ehesten hätte erfasst werden können, orientierten sich die Urheber der Agrarstatistik am Modell der bürgerlichen Familie und trennten Haushalt und Betrieb. Bis heute werden die meisten Bäuerinnen als Hausfrauen klassifiziert. Immerhin sind sie als betriebliche Arbeitskräfte in den statistischen Datenblättern sichtbar, seit man 1980 begann, auch die Teilzeit-Arbeitskräfte zu erheben.²⁰

Wie weit die statistischen Daten vom Alltag entfernt sein können, wird deutlich, wenn man sie mit den Erzählungen der Bäuerinnen und Bauern kontrastiert. Laut den Eidgenössischen Betriebszählungen arbeiteten in der zweiten Jahrhunderthälfte stets deutlich weniger Frauen als Männer auf den Ursner Landwirtschaftsbetrieben (1955 25 Prozent, 1975 11 Prozent und 1990 36 Prozent). Die Zahl der weiblichen Beschäftigten schwankte zudem viel stärker als die der männlichen. Die Interviewten berichten hingegen, dass die meisten Bauern im Winter in der Festung in Andermatt oder im Tourismus gearbeitet hätten. «Diese Frauen hatten wirklich die Verantwortung dafür, dass das Futter bereit war und dass die Tiere versorgt waren. Wenn es ums Kalbern ging oder ums Ablammen oder worum auch immer: Diese Frauen, damals, die waren präsent, während die Männer bei der Arbeit waren. Aber eben: Auf dem Papier waren die Männer die Betriebsleiter», erzählt eine Bäuerin. Und der ehemalige Bewirtschafter eines Betriebs beschreibt, dass meist die Frauen bestimmten, zu welchem Preis ihre Männer ein Tier dem Viehhändler zu verkaufen hatten.

Diese Aussagen verweisen darauf, dass die Asymmetrie in der Visibilität der Geschlechter nicht nur in der Statistik vorherrschte, sondern mit den sozialen

und kulturellen Strukturen der bäuerlichen Bevölkerung korrelierte. Die offizielle Position der Betriebsleitung fiel bis vor wenigen Jahren fast ausschliesslich den Männern zu, selbst wenn die Frauen den Betrieb zeitweise de facto führten und das bewirtschaftete Land auch aus ihrem Erbe stammte. Auf dem Viehmarkt traten diese Frauen nicht als Verhandelnde auf. Stattdessen beeinflussten sie die Verkaufskonditionen im Hintergrund.

Auch die Kinder fehl(t)en in den staatlichen Erhebungen weitgehend, da bis heute nur Beschäftigte über 15 Jahren erhoben werden. So ist weitgehend unbemerkt geblieben, dass die Kinder, welche noch bis in die 1980er-Jahre einen gewichtigen Anteil der landwirtschaftlichen Arbeiten übernahmen, durch den Ausbau des Schul- und Bildungswesens als Arbeitskräfte weggefallen sind oder zumindest ihre zeitliche Präsenz auf dem Betrieb stark eingeschränkt worden ist. Für die Interviewten hingegen ist dies eines der wesentlichen Merkmale des Strukturwandels. Ein älterer Bauer sieht den «Generationenwechsel» gar als Hauptmotor der Veränderungen.

Obwohl PolitikerInnen aufgrund der statistischen Erhebungen wenig Information über die Verhältnisse auf den Betrieben hatten, sind sie sich der Funktionsweise der Familien durchaus bewusst gewesen. Sie hatten und haben auch ein Sensorium für Probleme, die sich den bäuerlichen Familien im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandel stellen. Die Urner Regierung beispielsweise beobachtete in den 1970er-Jahren mit Besorgnis, dass viele Bauern im Kanton ledig blieben. In ihrem Entwicklungsprogramm von 1976 – das bezeichnenderweise in Zusammenarbeit mit dem Institut für landwirtschaftliche Betriebslehre entstand²¹ – schlug sie deshalb verschiedene Massnahmen vor, um den Beruf der Bäuerin attraktiver zu machen: Wohnbausanierung, Ausbau des Bildungsangebotes und Verdienstmöglichkeiten durch Heimarbeit.

Dass der Mangel an Bäuerinnen seither nicht an Aktualität verloren hat, zeigt unter anderem die medial inszenierte Paarvermittlung *Bauer sucht Frau*. In diesem Zusammenhang zeugen die Einschätzungen von Charlotte von Reichenau von beachtenswerter Prägnanz und Deutungskraft. Die Bäuerin sei aufgrund ihres Verhaltens in einem anders gelagerten ökonomischen Umfeld gegenüber der «Zerstörung ihrer Arbeitskraft» durch Arbeitsüberlastung «ganz wehrlos». ²² Den einzigen Handlungsspielraum, den die Ökonomin für unverheiratete junge Frauen und angehende Bäuerinnen sah, war die Wahl eines Betriebs mit Aussicht auf möglichst geringe Arbeitsbelastung bei der Heirat. Auch die Verweigerung sah sie als Möglichkeit – mit beträchtlichem Wirkungspotenzial. «Da die Bäuerin bis heute eine unentbehrliche Arbeitskraft für den Hof ist, so steckt somit die Heiratswilligkeit der Mädchen die Grenze des Bauernlandes in einer Volkswirtschaft mit ab.»²³

Familienwirtschaft und Beziehungsmanagement

Die Anpassungsleistungen, die der landwirtschaftliche Strukturwandel von den Familienbetrieben gefordert hat, haben sich auf die familieninternen Beziehungen ausgewirkt. In den Interviews aus Ursern wird vor allem die Beziehung zwischen den Generationen angesprochen. Die Konstellation, dass die Kinder als Arbeitskräfte sehr gefragt sind, ihre Verfügbarkeit aber eingeschränkt ist und sie ein breites Spektrum an Berufsalternativen zur Auswahl haben, stärkt ihre Position im familiären Gefüge. Wenn BetriebsinhaberInnen berichten, dass sie bei den gemeinsamen Arbeiten auf das Bedürfnis ihrer Kinder nach gelegentlicher Auflockerung eingehen und sich für deren Mithilfe bedanken, obwohl diese Mithilfe während ihrer eigenen Kindheit und Jugend noch selbstverständlich war, dann ist dies als Reaktionen auf das veränderte Machtgefälle zu verstehen und als Strategie, die neuen Verhältnisse für sich zu nutzen. Zu den Strategien gehört auch die Betonung und Pflege der emotionalen Bindungen zwischen den Familienmitgliedern. Eine Bäuerin beschreibt: «Meine Einschätzung ist, dass du gerne zurückkommst wenn du zuhause eine enge Bindung an die Familie erfahren hast. [...] Die Familie ist einerseits ein Arbeitsort, aber eben auch anderes. [...] Ich glaube, das Gefühl von Zusammenhalt zu bekommen, ist auch ein wichtiger Punkt.»

Um das soziale Kapital erhalten zu können, braucht es ausserdem ein geeignetes Konfliktmanagement. Einer der Interviewten formuliert die Regel: «Man sollte die Diskussionen so führen, dass man immer noch einen Schuh in der Türe hat. Nicht, dass man sie zuknallt und es dann nicht mehr geht.» Dass der Gestaltung und Pflege von Beziehungen ökonomische Relevanz zukommt, darauf hat bereits Charlotte von Reichenau hingewiesen: «Die Autorität des Bauern und die Einsatzbereitschaft der übrigen Familienmitglieder ist nun auf dem Hof sehr leicht gefährdet, da bei der Einheit zwischen Betrieb und Familie jeder Streit in der Familie sich sofort auf die Atmosphäre des Betriebes fortzupflanzen und dort den Willen zur Einordnung und die Arbeitslust zu hemmen droht.»²⁴

Fazit

Die Frage nach Praxis und Konzeption von bäuerlichen Familien fördert flexibles Handeln, verdecktes und widersprüchliches Reden, aber auch interessante Zugänge und unerwartet präzise Beobachtungen zutage. Die ökonomische Theorie hat offensichtlich mehr zu bieten als den Typus des homo oeconomicus, auch wenn alternative Modelle Schwierigkeiten haben, sich durchzusetzen. In Bezug auf die Politik lässt sich als These formulieren, dass sowohl die Reibung zwi-

schen dem Ideal des Bauer-Unternehmers und dem Ideal des Familienbetriebs als auch die Reibung zwischen Ideal und Erfahrung entscheidende Ursachen für den widersprüchlichen Umgang mit dem Agrarsektor waren und sind. Das Element «Berg» hat in dieser Konstellation offensichtlich eine besondere Bedeutung erlangt. Die Erzählungen der Bauern und Bäuerinnen oszillieren bezüglich der familieninternen Verhältnisse zwischen Andeutung und präziser Aussage. Jüngste Forschungen über Familienbetriebe in Österreich nach 1950 haben eine Vielfalt an *farming styles* herausgearbeitet, die mit unterschiedlichen Handhabungen der familiären Ressourcen einhergehen.²⁵ Ebenso sind die lokalen politischen Strukturen bei einer Querschau zu berücksichtigen.²⁶ Familie und Verwandtschaft sind auch für die (Agrar-)Geschichte des 20. Jahrhunderts ein vielversprechender Forschungsgegenstand.

Anmerkungen

- 1 Für Anregungen danke ich Roman K. Abt, Rita Garstener, Céline Angehrn und den TeilnehmerInnen der Vorbereitungsworkshops. Für das Titelzitat vgl. Anm. 2.
- 2 Die zitierten Interviews habe ich im Rahmen meines Dissertationsprojekts *Berglandwirtschaft im Strukturwandel. Bauern/Bäuerinnen in Ursern (UR) und politische Institutionen während der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts* zwischen 2009 und 2013 geführt. Es ist vorgesehen, dass die Audiodateien und Transkriptionen im Staatsarchiv Uri archiviert werden.
- 3 Zur Verwandtschaft als gestaltender Faktor der europäischen Geschichte: David W. Sabeau, Simon Teuscher, Jon Mathieu (Hg.), *Kinship in Europe. Approaches to Long-Term Development (1300–1900)*, New York 2007.
- 4 Jürgen Kocka, «Arbeit früher, heute, morgen. Zur Neuartigkeit der Gegenwart», in Ders., Claus Offe (Hg.), *Geschichte und Zukunft der Arbeit*, Frankfurt a. M. 2000, 476–492.
- 5 Anregend für diese Perspektive: Hartmut Berghoff, Jakob Vogel (Hg.) *Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Dimensionen eines Perspektivenwechsels*, Frankfurt a. M. 2004.
- 6 Zum Beispiel Ernst Laur, *Landwirtschaftliche Buchhaltung für bäuerliche Verhältnisse*, Aarau 1907, 3.
- 7 Zur Verknüpfung von Wissenschaft und Politik in der Figur Ernst Laur: Werner Baumann, *Bauernstand und Bürgerblock. Ernst Laur und der Schweizerische Bauernverband 1897–1918*, Zürich 1993, 257–278.
- 8 Eine Untersuchung dieser Fragen leistete später Willy Neukomm, *Untersuchung über die Anwendbarkeit der Rohertragsmethode bei der Ertragswertschätzung landwirtschaftlicher Kleinbetriebe, unter Berücksichtigung ihrer besonderen soziologischen und ökonomischen Verhältnisse*, Bern 1947.
- 9 Zu Alexander Tschajanow (1888 bis circa 1939): Werner Baumann, Heiko Haumann, «... um die Organisation des typischen Arbeitsbetriebes kennenzulernen». Aleksandr Cajanovs Schrift «Bäuerliche Wirtschaft in der Schweiz», *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 47 (1997), 1–26.
- 10 Neukomm (wie Anm. 8).
- 11 Gerd Spittler, «Tschajanow und die Theorie der Familienwirtschaft» in Alexander Tschajanow, *Die Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft. Versuch einer Theorie der bäuerlichen Familienwirtschaft*, Frankfurt 1987, VII–XXVIII.

- 12 Charlotte von Reichenau (1890–1952) publizierte u. a. zu Haushaltsökonomie, Konsumtheorie und Frauenarbeit. Siehe z. B. Erich Egner (Hg.), *Von der Konsumtheorie zur Haushaltsökonomik. Gesammelte Abhandlungen von Charlotte von Reichenau*, Berlin 1979.
- 13 Heide Inhetveen, «Von der ‹Hausmutter› zur ‹Mithelfenden Familienangehörigen›. Zur Stellung der Frau in Agrartheorien», in Konrad Bedal, Hermann Heidrich (Hg.), *Freilichtmuseum und Sozialgeschichte. Referate des Symposiums am Fränkischen Freilandmuseum vom 7./8. 11. 1985*, Band Windsheim 1986, 109–121. Zur Wahrnehmung des Haushalts in der ökonomischen Theorie: Nancy Folbre, «The Unproductive Housewife: Her Evolution in Nineteenth-Century Economic Thought», *Signs. Journal of Women in Culture and Society* 16 (1991), 463–484.
- 14 Charlotte von Reichenau, «Die Bäuerin. Ein methodischer Versuch», *Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik* 153 (1941), 678–700, hier 686 f.
- 15 Peter Schallberger, «Subsistenz und Markt. Bäuerliche Positionierungsleistungen unter veränderten Handlungsbedingungen», *Kultursoziologie. Schriftenreihe des Instituts für Soziologie*, Universität Bern 1996.
- 16 Werner Baumann, Peter Moser, *Bauern im Industriestaat. Agrarpolitische Konzeptionen und bäuerliche Bewegungen in der Schweiz 1918–1968*, Zürich 1999, 265–273, 396–401.
- 17 Vgl. <http://www.familyfarmingcampaign.net> (Version vom 5. 12. 2013).
- 18 Anne-Lise Head-König, «Farm Transfer, Marriage, Household and Parental Power in Rural Switzerland, 1860–1960» in Dies. (Hg.) *Inheritance Practices, Marriage Strategies and Household Formation in European Rural Societies*, Turnhout 2012, 283–309.
- 19 Martina Ineichen, *Von der Nothilfe zur Selbsthilfe: Die Hilfsaktion des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins zugunsten der Bergbevölkerung in der Zwischenkriegszeit*, Lizentiatsarbeit, Basel 2010.
- 20 Theresa Wobbe, Annegret Kestler, Evelyn Kauffenstein, «Statistische Klassifizierung und geschlechtliche Kategorisierung: Die Unterscheidung von Haushalt und Betrieb im Medium der deutschen Berufsstatistik um 1900», in Theresa Wobbe, Isabella Berrebi-Hoffmann, Michel Lallement (Hg.), *Die gesellschaftliche Verortung des Geschlechts. Diskurse der Differenz in der deutschen und französischen Soziologie um 1900*, Frankfurt a. M. 2011, 238–266; Ulrike Tunst-Kamleitner et al., «Der Blick auf die Frauen. Ein halbes Jahrhundert österreichische Agrarberichterstattung», in Elisabeth Bäschlin et al. (Hg.), *Frauen in der Landwirtschaft. Debatten aus Wissenschaft und Praxis*, Bern 2013, 187–198.
- 21 Theo Abt, Justin Blunschli, *Entwicklungskonzept des Kantons Uri*, 1. Teil: *Lageanalyse – Ziele – Massnahmen*, Zürich 1976.
- 22 Reichenau (wie Anm. 14), 697.
- 23 Ebd., 686.
- 24 Ebd., 688.
- 25 Rita Garstenauer, Ulrich Schwarz, Sophie Tod, «Alles unter einen Hut bringen. Bäuerliche Wirtschaftsstile in zwei Regionen Niederösterreichs 1945–1980», *Historische Anthropologie* 20 (2012), 383–426; Sophie Tod-Kickinger, «Die soziale Dimension von Landwirtschaftsstilen. Beispiele aus den Niederlanden, Italien und Österreich», in Bäschlin et al. (wie Anm. 20), 109–122.
- 26 Bernard Derouet, Luigi Lorenzetti, Jon Mathieu (Hg.), *Pratiques familiales et sociétés de montagne, XVIe–XXe siècles* (Itinera 29), Basel 2010.

Résumé

«Sans elle, rien ne va». L'importance économique de la famille dans l'agriculture alpine suisse depuis 1950

Comment les familles paysannes ont-elles réagi aux changements en profondeur de l'agriculture alpine à partir du milieu du 20^e siècle? Pour répondre à cette question, l'auteure a interviewé des paysannes et paysans de la vallée d'Ursern, dans les Alpes de Suisse centrale. Partant de là, elle démontre que les exploitations existant encore aujourd'hui ont pu s'adapter aux conditions changées du marché parce qu'elles ont notamment été capables, et le sont encore, de mobiliser les ressources nécessaires – main-d'œuvre et capital – au sein même de la famille. De ce fait, la gestion des relations familiales a joué (et joue) un rôle primordial. Hormis les aspects pratiques de l'économie familiale, le point de vue de la théorie économique sur ce phénomène est également abordé, avec la thématization de trois modèles: le modèle du paysan en tant qu'entrepreneur visant la maximisation du revenu; celui d'une économie familiale agricole centrée sur l'équilibre entre travail et consommation, et celui de l'exploitation agricole reposant sur la paysanne en tant que trait d'union entre travaux domestiques et travaux agricoles. Finalement, l'article aborde la perspective (agro)politique des exploitations familiales. On y reconnaît une sensibilité pour les aspects sociaux de l'agriculture alpine, comme par exemple les fonctions de la paysanne, qui ne sont guère mentionnées dans les recensements statistiques de l'agriculture.

(Traduction: Clara Wubbe)